Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 218 (1939)

Artikel: Unser Volksleben in den Darstellungen des 16. u. 17. Jahrhunderts

Autor: Lehmann, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-375075

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Unser Volksleben in den Darstellungen des 16. u. 17. Jahrhunderts.

Bon Sans Lehmann.

In der alten Eidgenossenschaft gab es vor der Resormationszeit keine bodenskändige Kunst. Das lag schon an ihrer geographischen Lage und ihren wirtschaftlichen Zuständen. Was in dem Berglande der Boden hervorbrachte, reichte kaum zur Ernährung seiner Bevölkerung aus. Blühende Handwerke oder Industrien, die durch Export Geld ins Land brachten, gab es nur in einzelnen Städten. Wohl führten die Wege nach wichtigen Alpübergängen durch ihr Gebiet, diese selbst aber lagen mit Ausnahme des Gott= hards auf den Territorien nur lose mit ihr verbun= dener selbständiger Staatswesen wie des Wallis und Graubündens. Von ihren 5 Länder= und 8 Stadtstaaten wahrte jeder seine eigenen Interessen, und nur drohende Kriegsgefahr schloß alle enger zusam= men, auch dann nicht ohne die Widerstände einzelner. Es gab innerhalb ihres Gebietes auch keine großen Hofhaltungen, an denen die Kunft ihre besondere Kflege fand. Denn Size mächtiger Dynasten mit einer solchen verunmöglichten die politischen Zustände. Der Wechsel von der Naturalwirtschaft zum Geld= verkehr, der sich immer mehr durchsetzte, traf zudem die größeren und kleineren Herrschaftsherren am schwersten, und wo sie sich im Besitze ihres Gebietes behaupten konnten, brauchte es der Sparsamkeit und Alugheit, um noch standesgemäß leben zu können. Wohl lagen in den Städten die Berhältnisse gunstiger, aber auch innerhalb ihrer Mauern wuchs der Wohlstand nur weniger Kaufleute über die Mittel zur Führung eines einfachen bürgerlichen Lebens= haltes hinaus. Auf dem Lande hoben zwar Bieh= handel und Weinbau den Wohlstand einzelner Fa= milien, daneben aber gab es, wie in den Städten,

gr

Das änderte sich mit den Siegen über den Herzog Karl von Burgund in den 1470er Jahren und denen noch vor Schluß des Jahrhunderts über den Kaiser Maximilian. Aber es war nicht in erster Linie die Beute, welche die siegreichen Eidgenossen und ihre ausländischen Verbündeten dem burgundischen Seere abgewonnen hatten, die ihnen vermehrten Wohlstand brachte, sondern das größere Ansehen bei den Groß-mächten. Dieses erleichterte den Kaufleuten zu Stadt und Land die Ausführung ihrer Waren durch ginstigere Zollverträge und den Schutz der Straßen vor Beraubung der Warenzüge und Viehtransporte. Anderseits aber führten sie zum Söldnerwesen und damit zum Export von Kriegsleuten. Ihr Abgang erleichterte den Zurückgebliebenen ihre Existenz in den Gegenden, wo der heimische Boden nicht mehr allen auch nur einen bescheidenen Unterhalt zu versichaffen vermochte, brachte aber für die Hinterlassenen derer, die nicht mehr zurückkehrten oder als Krüppel oder sittlich Verkommene, nur vermehrtes Elend. Den Regierungen dagegen verschafften die Soldverträge neue, bis dahin unbekannte Einnahmen und denen, die sich für ihren Abschluß persönlich entschädigen ließen oder erfolgreiche Führer waren, Wohlstand, sogar Reichtum.

Es fann kein Zweisel darüber bestehen, daß sich bei den Zeitgenossen das Gefühl durchsetze, es habe sich am Schluß des 15. Jahrhunderts ein mächtiger Umschwung zugunsten einer neuen, anspruchsvolleren Lebenshaltung vollzogen; denn die damaligen Chronisten berichten darüber sehr deutlich, doch fällt ihr Bergleich mit den früheren Zeiten zu deren Gunsten aus. Sie warnten darum vor diesem neuen, dis anhin unbekannten Auswand in Kleidung und Vergnüsgungen und priesen die einsachen Zustände in einer vergangenen, glücklicheren Zeit, wie dies heute wieder der Fall ist, trot den riesigen Errungenschaften der modernen Technik und dem scheinbar höheren Lebensstand.

In die Zeit dieses Umschwungs fällt das Aufkommen der Sitte der Fenster= und Wap= penschenkungen. Sie verdankte ihren Ursprung ber Einführung einer neuen Fensterverglasung mit sogenannten Bugenscheiben, die im Wohnungswesen unbekannte Verbesserungen für die Belichtung der Käume brachte und damit für das Wohnen und Arbeiten in ihnen. Da ihre Anschaffung aber mit größeren Kosten verbunden war, schenkten sich die Regierungen gegenseitig solche namentlich für die neuen Rathäuser als Freundschaftsbezeugungen, und bald baten auch die geistlichen Herren darum für ihre neuen oder restaurierten Kirchen und die Kloster-räume. Ihnen folgten die Zunft- und Schützengesell-schaften für ihre neuen Säuser, die Gastwirte für ihre Serbergen und schließlich selbst Bürger, die glaubten, zufolge irgendwelcher Verdienste für die Öffentlichkeit darauf ein Anrecht zu haben. Das führte zur Sitte der staatlichen Fensterschenkung. Da die Käte aber zuweilen als besondere Auszeichnung für den Beschenkten in die Glasfenster auch ihre bom Glasmaler gemalten und gebrannten Standeswappen einsetzen ließen, erweiterte sich diese Sitte zur Fenster= und Wappenschenkung. Der Gefallen an die sen neuen Fenstern mit ihrem farbigen Schmuck wurde so groß, daß nicht nur der Abel auf seinen Schlössern und in seinen städtischen Häusern, sondern auch der Patrizier und schließlich Bürger und Bauer

sich gegenseitig Glasgemälde in die Fenster stifteten. Die Wappenschenkungen hätten an sich keinen neuen bodenständigen schweizerischen Kunstzweig zu schaffen vermögen. Denn Wappen gab es überall. Auch die Darstellungen der Landesheiligen, die man ihnen beisgesellte, waren solchen nachgebildet, wie man sie im Ins und Ausland auf den Wänden von Kirchen und Altären sah. Erst als für solchen Fensterschmuck auch die Banner, die kriegerischen "Ehrenzeichen" der Stände und Städte, nachgebildet wurden, kam ein nationales Element in diesen Fensterschmuck. Mit solchen einsachen Bannernachbildungen begnügte man sich jedoch nur kurze Zeit. Sie wurden ersett durch



Abb. 1. Spottbild auf den Göldnerdienst. Bon Hans Jakob Düng in Bern. 1602.

Rombinierungen von Standeswappen mit den Bannerherren oder mit Kriegsleuten und den Standesheiligen in gemeinsamem Rahmen. Jum Unterschied
von den großen, gemalten Kirchensenstern nannte man
seit dem 19. Jahrhundert diese kleinen, von einem Bildrahmen eingesaßten Kompositionen für kirchliche
und weltliche Bauten K a b i n e t t s ch e i b e n. Wie
einst in den Kirchensenstern, so suchte die sortgeschrittene Glasmalerkunst auch in diesen Arbeiten kleineren
Formats Erzählungen aus der Bibel und den Heiligenlegenden im Bilde darzustellen, wobei man
ihnen zuweilen die Wappen der Schenker beigesellte.
Da der größte Teil der Schenkungen in die Fenster
von Prosandauten gemacht wurde, begnügte man sich
auch damit nicht, sondern erweiterte das Darstellungsgebiet auf die Geschichten und Sagen des griechischen

und römischen Altertums, soweit damit Bei= spiele nachahmenswerter Tugenden oder vor verderbenbringenden Leidenschaften warnender dargestellt werden konnten, und auf solche aus der vaterländischen Geschichte und Sage, in denen Mut, Tapferkeit und Vaterlandsliebe ihre Verherrlichung fanden. So entstanden die Figure nicht eine Diese Entwicklung der Glasmalerkunst vermochten die Wirren der Resormationszeit nicht zu hemmen. Sie schusen sogar als neue Art das kon se sie schusen sogar als neue Art das kon se sie schusen sogar als neue Art das kon se sie schusen sogar als neue Art das kon se sie schusen sogar als neue Art das kon se sie schusen. nelle Spottbild nach Art der Holz-schnitte in den Streitschriften der Theologen. Nach einer Richtung aber brachte die Reformation eine grundsätliche Scheidung in die Arbeiten für jede der beiden Konfessionen: Die Katholiken verblieben bei ihren massen= haften Darstellungen der Heiligen und Beisligenlegenden. Die Reformierten aber ersetzten diese nicht nur durch die reichere Verwendung von Darstellungen weltlicher Art, wie wir sie schon erwähnten, sondern auch durch solche aus der Bibel, besonders den Geschichtsbüchern des Alten Testamentes und der sog. Apokryphen, soweit damit moralische Lehren zu bildlicher Darstellung gebracht werden konnten, durch erbauliche Geschichten zur Befestigung des Glaubens und durch beliebte Parabeln wie die vom verlorenen Sohn und andere als Gleich-nisse allgemein geltender Moral. Dazu kamen später die Allegorien als künstlerische Versonifikationen abstrakter Begriffe wie der Tu= genden und Lafter, der fünf Sinne, der Werke der Barmherzigkeit usw. Das alles aber stellte man im Ausland und namentlich in Deutsch= land auch bildlich dar, und die reich illustrier= ten Schriften mit derartigen Bildern gaben sogar unsern Meistern manche Anregungen für ihre Arbeiten. Nur an den Trachten der Bersonen erkennt man zuweilen den einheis mischen Ursprung. Auch damit wäre dems zufolge noch nicht die Schaffung eines bodens ständigen, nationalen Kunstzweiges möglich geworden. Den Weg dazu wiesen die Dar-

ftellungen aus der vaterländischen Geschichte, und sie taten dies um so mehr, da die Maler die alten Eidgenossen so darstellten, als ob diese noch unter ihnen lebten, nur selten mit den schwachen Versuchen, ihre kriegerische Ausrüftung und Kleidung in die vergangener Zeiten zurüczubilden, was ihnen auch gewöhnlich insolge mangelnder Kenntnisse mißelang. Schweizerisch bodenständig aber wurde die Glasmalerkunst erst, als man ansing, das tägliche öffentliche und private Leben zum Gegenstand ihres Bildinhaltes zu machen. Das führte zu Glasmalereien verschiedenartigsten Bildinhaltes. Für die künstelerische Leistungsfähigkeit der Glasmaler sind dabei die Hauptdarstellungen auf den Glasgemälden maßegebend. Sie sind aber viel weniger mannigsaltig und originell als die kleinen Oberbildchen, die während zwei Jahrhunderten mit den ersteren zu einem eis

gentlichen kulturgeschichtlichen Bilderbuche für die Beitgenossen wurden, wie es kein anderes Land reichshaltiger besitzt. In diesem Buche wollen wir eine kleine Umschau halten.

Im staatlichen Leben kam dem Söldnerwesen trot seiner Bekämpfung durch Zwingli und andere ein= sichtige Männer, die es aus eigener Anschauung kann= ten, während des ganzen 16. und 17. Jahrhunderts immer noch große Bedeutung zu. Auf den Glasgemälden fand es aber seine Verherrlichung nur in tleinen Schlachtendarstellungen, die glückliche Feldshauptleute zur Erinnerung an ihre Solddienste als Oberbildchen auf ihren Wappenscheiben aubringen ließen. Wo es in den Hauptbildern erscheint, wollen sie davor warnen, so wenn eine junge Bürgersfrau mit ihren kleinen Kindern dargestellt wird, deren Vorwürfe an ihren Mann uns auf einem Spruchbande kundgegeben werden: "Witt du in Krieg, bi uns nit sin, so nim mit dir die Kinder din." Häufiger werden seit der Mitte des 16. Jahrhunderts

Darstellungen, die uns einen gefesselten Eidgenossen, umgeben von geistlichen und weltlichen Fürsten, vor= führen, denen er seine Freiheit um Geld verkaufte. (Abb. 1.) Darüber kämpst ein Vorsahr wütend gegen die Feinde, und auf einer Tafel steht die Warnung: "Oh Sidgenoß, gedenk diner Alten, Die dir 's Land gesüberet, fry erhalten,

Lag kein Geld überwinden dich, Sonst wirst beherrschet ewiglich."

Aus freudigerer Stimmung heraus find die Darstellungen der Armbrust- und Büchsenschießen und der Schützenseste entstanden. Das Armbrustschießen blieb auch nach der Erfindung der Feuerwaffen ein beliebter Sport, den jung und alt pflegte, und er ist es in kleineren Kreisen geblieben bis auf den heutigen Tag. Die freiwilligen übungen in den Feuerwaffen aber förderten die Regierungen durch Spendung an-sehnlicher Gaben bei Wettschießen. Demzufolge entstanden seit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts mehr und mehr Schützenhäuser zu Stadt und Land, oft beschenkt, sogar von sämtlichen eidgenössischen Ständen, mit ihren Wappen als Fensterschmuck. Sie sanden darum auch häusig Darstellungen auf den Glasgemälden, wie u. a. das 1572 neu erbaute Schüzenhaus in Zürich (Abb. 2).

Ein Hauptvergnügen der höheren Stände war die Jagd. Einst durfte sich jeder freie Markgenosse daran beteiligen, mit der Zeit aber ging das Recht dazu, soweit es wenigstens die auf Hirsche, Rehe, Hasen und die Bogelwelt betraf, auf die Herrschaftsherren in ihren Gebieten über, während die Niederjagd auf Raubwild wie Wölfe, Füchse, Wildschweine usw. auch den Bauern unter gewissen Ginschränkungen zustand. Solche Jagddarstellungen sind darum zahlreich, na-mentlich auch in den Oberbildchen der Wappenscheiben vornehmer Herren. Seltener sind Einblicke in das Familienleben, und wenn sie uns gewährt werden, so sinden wir gewöhnlich die Angehörigen bei fröhlichen Anlässen wie Gastereien oder Karten-spiel, selten bei häuslichen Arbeiten. Am fröhlichsten

ging es bei den Festmählern auf den Stuben der



Abb. 2. Das neue Schützenhaus in Zürich mit einem Büchsenichießen 1572. (Schweiz Landesmuseum Burich).

Gesellschaften und Zünfte zu (Abb. 3). Unsere Vorseltern liebten solche Anlässe; denn diese brachten einen fröhlichen Unterbruch in die Einförmigkeit des tägs lichen Lebens, da ihnen nicht, wie uns heute, so viele Gelegenheiten zu Unterhaltungen versiedener Art ge= boten wurden. Selbst die Gerichtsherren ließen sich bei solchen Gelagen von den Glasmalern darstellen, eben= so wie bei den Tagungen zur Erledigung ihrer ernsten Geschäfte. Ausnahmsweise schlossen sich sogar die reformierten Pfarrkapitel der schönen Sitte an, in ihre Versammlungslokale, sei es Kirche oder Privathaus, Scheiben zu stiften, auf denen sie, in Beziehung auf ihr Amt, die Ausgießung des heiligen Geistes darstellen ließen, und der Pfarrer Malakrida schenkte 1660 seinem Kirchlein in Schloßwil (Rt. Bern) sogar ein Figurenscheibchen, auf dem er sich darstellen ließ, wie er seinen Gemeindegenossen das Abendmahl austeilt.

Aber viel häufiger sind die Darstellungen von Gewerben und Handwerken. Unter den ersteren steht das der Metger obenan. Gewöhnlich dreht die Frau einem Stier den Kopf gegen ihren Mann, der das Schlachtbeil schwingt, und dabei verrät ihre vornehme Kleidung, daß Armut nicht bei diesem Stande zu Gaste war. Auch die Bäcker und Müller fehlen nicht, und gegen das Ende des 17. Jahrhunderts kommt es sogar vor, daß alle Handwerke einer Stadt auf einem

Glasgemälde vereinigt erscheinen. Selbst die gelehrten Beruse und solche, die mit der Zeit dazu wurden, fehlen nicht. Das waren die der Bader, Scherer und Wundärzte, aus denen der Arzteberuf hervorging. Badestuben, darin auch geschröpft wurde, fehlten selten auf dem Lande, und bei dieser Beschäftigung ließen sich deren Inhaber sogar mit Borliebe darstellen, wie die Arzte bei schwierigen Operationen. Die Beschäftigungen der



Abb. 3. Die Schneiderzunft in Bafel beim Festmahl. 1554. (Siftorisches Museum in Basel).

Bauern und Landjunker lernen wir namentlich aus den Darstellungen der vier Jahreszeiten und der zwölf Monate kennen, aber viel eingehender als heute in den Monatsbildern der Kalender, die davon nur verblaßte Nachbilder sind. Denn diese Beschäftisgungen waren für unsere Voreltern von weit größes rer Bedeutung als für uns. Dabei spielt neben dem Lands, Obsts und Weinbau wieder die Jagd eine hervorragende Kolle. Sie leiten den auf den Glassgemälden allgemein gebräuchlichen Bilderkreis über zu dem besonderen auf den sog. Bauernscheres über zu der etwas eingehender für den Leserkreis unseres Kalenders dargestellt werden soll.

Die mittelakterliche Kunst stellte den Bauer selten dar, und wenn sie es tat, unterscheidet er sich von den andern Personen wenig. Sein Stand wurde am Schlusse der gesellschaftlichen Kangordnung aufsgesührt, aber verachtet war er deswegen nicht, denn er war der Nährstand. Kur wenn einzelne junge Bauernsöhne es den übrigen Ständen und namentlich

bem Abel in seiner äußeren Erscheinung und seiner Lebenshaltung gleichtun wollten, wurden sie von den Dichtern verhöhnt, weil sie nur die Ausartungen nachahmten. Das änderte sich im Berlauf des 15. Fahrhunderts, als auch dieser Stand mit dem Adel wirtschaftlich herunterkam, beide auf Rosten des aufstrebenden Bürgertums der Städte. Nirgends zeigt sich das deutlicher als in den Darstellungen seiner Angehörigen durch die Künstler, in denen sie und seit dem Ende des 15. Jahrhunderts als rohe, verlumpte Gesellen entgegentreten und nicht minder widerwärtig ihre Frauen. Aber auch die Chronifschreiber, sosern sie überhaupt vom Bauer zu berichten es der Mühe wert halten, drücken sich über ihn nur verächtlich aus und tadeln namentlich auch seinen Charakter als hinterlistig und verschlagen, wogegen sie ihm eine gewisse Schlauheit in Andetracht seiner schlimmen wirtschaftlichen Lage zubilligen. In der alten Sidsgenossenschaft sant allerdings seine Mißachtung nicht so tief herab wie in den Nachbarstaaten, namentlich

in Süddeutschland, wo seine Verarmung zufolge der vielen Fehden zwischen dem Adel und den Städten, während derer sich beide ihre Dörfer und Gehöfte verwüsteten, raschere und unheil= vollere Fortschritte machte. Vor allem aber vergaß der Städter nicht, daß einst die Anfänge der schweizerischen Freiheit vom Bauernvolk der Waldstätte er= fämpft worden waren. Zweifel= los gab es namentlich unter den Bewohnern der Alpenlande viele arme Leute; dafür fehlte es in den fruchtbareren Gegenden nicht an wohlhabenden, wo Viehhandel und Weinbau blühten. Das beweist ihre Teilnahme an der Sitte der Glasgemäldeschenkung und die Art und Weise, wie sie sich auf ihnen darstellen ließen. Wohl beschränkte sich die erstere zunächst auf die Gastwirte, Weinbauern, Fuhrleute und Biehhändler; sie kam auch erst ipater auf als in den Städten, aber die Beteiligung an ihr und die Freude an diesem neuen Fen= sterschmuck waren seit dem Ende des 16. Jahrhunderts auf dem Lande nicht geringer als in jenen. Den obengenannten Berufen folgten bald die Vertreter der bäuerlichen Handwerke, wie die Huff und Wagenschmiede, die Wagner, Zimmerleute und sogar die Schindelmacher. Infolgedessen wurden auch die Darstellungen des bäuerlichen Lebens bei Arbeit und Lustbarkeiten recht mannig= faltig, namentlich in den Ober= bildchen.

Weniger Bedeutung kommt auf den Glasgemälden dem Bappenwesen zu; denn dieses war aus dem Adel hervors

gegangen und ursprünglich einzig seine Angelegenheit, dis sich dann auch die städtischen Aristokraten
und die Bürgerschaft daran beteiligten. Erst nach
der Mitte des 16. Jahrhunderts bildete sich auch
eine soenannte Bauernheraldik aus. Zu einheitlicher Pflege gelangte sie aber nie; denn eigentliche Wappenscheiben kamen auf dem Lande nicht in Aufnahme, es
sei denn ausnahmsweise bei Beamten. Die Wappenschilde blieben klein und wurden gewöhnlich neben
der Inschrift des Stifters am Fuße der Scheiben in
die beiden Ecken gestellt. Auch fügte man ihnen nur
selten ein sog. Oberwappen, d. h. einen Helm mit
Helmdecke und Helmzier bei, aus dem richtigen Empsinden, daß solche Zierden dem Bauernstande nicht



Abb. 4. Urs Wyß im Keftenholz und seine Fran. Darüber eine Weinfuhre. 1567. (Historisches Museum Solothurn).

zugehören. Als Schildbild, d. h. als Wappen, benutte man gewöhnlich die althergebrachten Sausmarken und Abzeichen des Standes, wie Pflugeisen, Rebmesser u. dgl., oder das Mühlrad oder Mühleisen für den Müller, ähnlich wie es auch manche Bürger auf ihren Wappen zu tun pflegten. Dabei kam es vor, daß sogar Brüder, je nach ihrer Beschäftigung als Landwirt, Rebmann, Juhrmann, Gastwirt usw. nicht ein gemeinsames Wappen sührten, sondern die Abzeichen dieser Beruse.

Eine bäuerliche Glasmalerkunst eigenen Charafters, wie sog. Bauernkünste auf andern Gebieten handwerklicher Betätigung, bildete sich aber nicht aus. Denn die Landleute blieben für ihren Bedarf an



Abb. 5. Barbara Hofstetter zu Kappel im Toggenburg mit ihren drei Söhnen und der Braut des jüngsten. 1612. (Schweizerisches Landesmuseum in Zürich).

Glasmalereien auf die städtischen Meister angewiesen, und wo Versuche gemacht wurden, dieses Kunsthand= werk in Dörfern einzuführen, hatte es zufolge des Schutes der stadtzünftigen Organisationen durch die Räte ein kurzes Dasein. Es kann darum nicht befremden, wenn die sog. Bauernscheiben auch in ihren bildlichen Darstellungen den bürgerlichen nachgebildet wurden. Für solche war schon seit den 1550er Jahren eine besondere Art beliebt geworden, die den Be-steller resp. Stifter des Glasgemäldes darstellt, wie ihm seine Frau einen silbernen Becher oder ein kost= bares Glas mit Wein darbietet, beide in festtäglicher Aleidung mit des Mannes Wappen. Darüber stellt sie gewöhnlich ein kleines Bildchen bei ihrem Berufe oder bei einer fröhlichen Gasterei dar. Später wurden solche Familienbilder ganz besonders auch auf dem Lande beliebt. Darauf erscheint der Mann im Ehrenkleide kriegerischer Ausrustung, mit oder ohne Harnisch, aber stets bewaffnet mit Schwert, Dolch, Halbarte ober Muskete, selten mit einer Pike, und in gespreizter Stellung (Abb. 4). Einen wesentlichen Unterschied in der Erscheinung zwischen Bürger und Bauer gibt es dabei nicht, ebensowenig wie zwischen ihren Frauen. Den Stand verraten nur die Ober-

bildchen. Hier sehen wir den Landmann hinter dem Pfluge, gezogen von zwei oder drei stattlichen Jochen Bieh, oder als Besither einer weidenden Biehherde, einer Alpwirtschaft mit Sennerei, beim Melken, bei der Käsebereitung, oder als Alphornbläser, aber auch beim Rebwerk und an der Weinpresse, als Fuhrmann mit reicher Ladung oder als Säumer über das Ge= birge. Recht oft begegnen wir ihm als Vieh- oder Pferdehändler, als Gastwirt, wie er oder seine Frau vor dem Hause die Gäste empfängt, daneben wie sie diese bewirten, und als probigem Müller vor der Mühle, der ein Bauer seinen schwerbeladenen Esel zutreibt. Seltener beschlägt er als Hufschmied ein Pferd, fügt als Wagner ein Wagenrad zusammen und treibt ihm den Reifen an, oder er zimmert auf dem Werkplat mit Gefellen die Balken zum Blocfhaus, das nebenan aufgerichtet wird. Dadurch erhalten wir einen Einblick in das bäuerliche Leben vergangener Jahrhunderte, den uns in solcher Reichshaltigkeit nur die Glasgemälde bieten. Merkwürdigers weise aber muß sich das Hauptbild des Glasgemäldes sast immer mit der gleichartig wiederkehrenden Darstellung der Wein fredenzenden Chefrau begnügen. Wenn ausnahmsweise vom Besteller eine andere

gewählt wurde, dann entnahm man sie dem Kreise der bürger= lichen. Nur ein Glasgemälde von 1576 ist uns bekannt, auf dem ein Bauer mit seinem Anecht einen Lattenhag um seinen Garten erstellt und sich dabei vorübergehend mit seiner am Spinnrad vor dem Hause sitenden Frau unterhält, neben der ihr Wickelfind in der Wiege liegt. Darüber aber sehen wir sie beim Milchsieden am mäch= tigen Käsekessel und den Mann beim Melken der Kühe. Nie treten uns als Hauptdarstels lungen die Bauersleute in einer armseligen Arbeitsklei= dung entgegen, wie auf den Handzeichnungen und Kupfersftichen vom Ende des 15. und Beginn des 16. Jahrhunderts. Das ist begreislich; denn sie wollten im Farbenglanz des Fensterschmuckes den Städtern nicht nachstehen.

Diese einfache Darstellung eines Chepaares erweiterte man zuweilen zum Scheibenpaare durch die von Geschwistern oder Schwägern, oder man vereinigte beide auf einer Doppelscheibe. Noch beliebter aber waren die Familienbilder. Nicht ohne Stolz ließ sich der Bater mit seinen Söhnen darstellen, die vollzährigen im Schmucke der Waffen, wie er selbst, die jünsgern mit der Armbrust, vers heiratete Töchter mit ihren Männern, die ledigen im Schmuck eines Kränzleins im Haar. Frauen stifteten zum Andenken an ihre Männer Gedenkscheiben, auf denen fie sich mit dem verstorbenen und, wenn sie wieder verheiratet waren, mit dem lebenden Manne oder sogar mit beiden darstellen ließen. Eine reizende Bauernscheibe besitzt das

Schweiz. Landesmuseum. Dar=

auf steht die verwitwete Mutter Barbel Hofstetter zu Kappel (St. Gallen), in ber Sand den

schwen, in der state der jugendlichen Braut ihres jüngsten Sohnes auf der einen Seite. Von der anderen schreiten ihre drei Söhne im vollen Waffenschmuck auf der der Konner im vollen Waffenschmuck auf der der Schol Vollen der Bräutigam, dem sein Bräutchen, Barbel Blum, eine Rose darbietet. Im Oberbild verrät eine große



Abb. 6. Ulrich Greminger zu Dietfurt, Weibel im Unteramt, und seine Frau. 1614. (Siftorifdes Mufeum St. Vallen.)

Viehherde den Wohlstand der Familie (Abb. 5).

Beliebt waren auch Kameradschaftsscheiben, auf denen sich gute Freunde zusammen darstellen ließen und die sie auch gemeinsam schenkten. Während des Dreißigjährigen Krieges scheint es manchen Bauern in der Oftschweiz so gut gegangen zu sein, daß sie in ihrer gespreizten Stellung und in ihrer Wohlbeleibtheit als richtige Proten erscheinen und dadurch gewiß
nicht den lächerlichen Eindruck bei den Beschauern erregen wollten, den sie heute auf uns machen. Schließlich genügte es manchem reichgewordenen Bauer auch
nicht mehr, sich im Festtagskleide oder im Harnisch
darstellen zu lassen, soudern nur noch zu Pferde.
Wenn ihm auch so noch seine Frau den Becher reichen
sollte, machte eine solche Tarstellung dem Glasmaler
Schwierigkeiten, die er nicht besser zu überwinden
vermochte, als daß er die Frau beinahe so groß zeichnete wie Roß und Reiter zusammen (Ubb. 6). Wie
solche Keiter dachten, verrät dann gewöhnlich eine
Schrifttasel. So die auf der Scheibe des Hans Bösch
zu Kappel im Toggenburg und seiner Frau Maria
Köppen aus Oberwies von 1621, welche lautet:

"Hett ich gottes gnad und gunst Und aller wäldt wit und kunst, Ein jungen gesunden lib, Ein eliches, fründliches, schönes wib, Darzu gnuog gold und gällt, Und hätt mich lieb alle wält, Und auch genug süßen win,

So woldt ich alle zeit fröhlich sin." Ein anderer preist als höchstes Glück auf Erden ein schönes Pferd, ein schönes Weib und Geld genug. Der Weibel Ulrich Greminger zu Dietfurt (Toggenburg) aber meint:

"Welcher hat ain gesunder Lib, Darzu ein ehrlich Wib, Gaht weder in Gricht noch in Rath, Der weist nit, wie woll es um in stat." Als man in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Kanton Bern eine Reiterei einführte und sie in Dragonerkompagnien einteilte, da war es der Stolz der ländlichen Offiziere und Unteroffiziere, sich in ihren Graden auf Glaßgemälden darstellen zu lassen. Aber auch die Infanteristen wollten ihren Keiterstameraden gegenüber nicht nachstehen. So ließ sich der Korporal Siegfried im Auszug der Stadt Zossingen malen, wie er mit seiner Mannschaft exerzierte. Schließlich erscheint sogar der Kuhhirt der untern Gemeinde der Stadt Bern 1716 als Alphornsbläser auf einem Glaßgemälde und rühmt sich darauf, daß ihm als wackerem und sorgfältigem Manne die Gemeinde schon seit viel Jahr und Tagen ihre Herde anvertraue. Wir sehen daraus, wie lange selbst in den angesehensten Städten der Eidgenossenschaft noch nebendei Landwirtschaft getrieben wurde.

So verblühte allmählich gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts die einst so farbenprächtige, vornehme Glasmalerkunst in handwerklichen Arbeiten sür die Landbevölkerung und die einsachsten Bürger in den Städten. Für die Darstellungen unseres Volkslebens hatte sie zu dieser Zeit ihre beherrschende Bedeutung eingebüßt. Denn Kupserstich und Holzschnitt boten dasür einen mehr als reichen und der erstere auch einen künstlerisch viel höher stehenden Ersat. Dessen ungeachtet bleibt den Glasmalern, wie seit dem 17. Jahrhundert auch den Dsenmalern, das Verdienst, unser Volksleben ihrer Zeit im Bilde sestgehalten und damit vielen dankbaren Generationen Freude

und Belehrung verschafft zu haben.

+DOC4

Gemeinichaftsiparen.

Sparsamkeit ist eine Eigenschaft, die den einzelnen Menschen von der Natur in sehr verschiedenen Graden mitgegeben wurde. Sie wird auch vielssach durch die äußeren Verhältnisse bestimmt, und da sie mehr oder weniger auf Freiwilligkeit begründet ist, unterliegt sie naturgemäß den größten Schwanstungen. Manch einer, der heute über ein stattliches Sparguthaben verfügt, erinnert sich vielleicht gerne an jene bescheidene Sparbüchse, die wohl beliebig viele Münzen aufnahm, aber keine herausgab, ohne daß man daß zierliche Gesäß in Scherben schlug. Der milde Zwang förderte die Freude am Sparen, und geduldiges Ausharren wurde in der angenehmsten Weise belohnt.

Auch der Ernst des Lebens ersordert manchmal einen milden Zwang, wenn das Sparen planmäßig durchgeführt werden soll. Gerade darin liegt einer der großen moralischen und volkswirtschaftlichen Vorzüge der Lebensversicherung, daß sie eine wohlsorganisierte Form des Sparens darstellt, die nur bei konsequenter Weitersührung ihren Zweck zu ers

füllen vermag.

Nefrolog auf einen Staatsmann.

Solang man sich erinnern kann, War dieser das Karnickel. Nun setzen sie die Schausel an Und greisen zu dem Kickel.

Sie graben ihm sein lettes Loch; Nun wird er diskutabel. Es heißt: "Im Grunde war er doch Nicht gar so miserabel.

Und wenn' man's recht betrachten tut, War manche seiner Taten Doch schließlich ganz verteuselt gut Und wirklich wohlgeraten.

Und überhaupt und außerdem: Er war ein wackrer Kämpe. Und wer's nicht glaubt, wirkt unbequem Und friegt eins mit der Plempe."

Das alte Liedlein hört man hier An neuen Strophen weben: Was lebt und wirkt, erdrosseln wir; Was tot ist, läßt man leben.